

22. Kapitel des Generalabtes OCist KMW – 19.09.2012

Wir sind am Ende des 7. Kapitels der Regel angekommen. Deshalb habe ich beschlossen, heute zum letzten Mal die Regel zu kommentieren und Ihnen somit zweimal eine Viertelstunde Pause zu schenken; und mir und meinen kompetenten und grosszügigen Übersetzerinnen online, Madre Eugenia, Annemarie, Gillian und Schwester Michaela, zwei etwas ruhigere Tage. Besonders möchte ich auch Agnese erwähnen, die zusätzlich zu allem, was sie für unseren Kurs leistet, die Kapitel auf die Website setzt.

Gestern sind wir auf der zwölften Stufe der Demut der Gestalt des reumütigen Zöllners begegnet, der dem stolzen Pharisäer gegenüber gestellt wird (Lk 18,9-14). Beide Figuren sind von Jesus ausgedacht, denn es handelt sich um ein Gleichnis. Und Jesus fasst die Lehre seines Gleichnisses wie folgt zusammen: „Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt, wer sich aber selbst erniedrigt, wird erhöht werden“ (Lk 18,14). Es ist der Satz, den der heilige Benedikt im ersten Vers des Kapitels 7 zitiert: „Laut ruft uns, Brüder, die Heilige Schrift zu: ‚Wer sich selbst erhöht, wird erniedrigt, wer sich aber selbst erniedrigt, wird erhöht werden.‘“ (RB 7,1)

Das Kapitel schliesst dort, wo es angefangen hat. Aber hier, am Ende zitiert der heilige Benedikt diesen Satz nicht mehr. Er zieht es vor, wie Jesus uns ein Vorbild der Demut zu zeigen, das wir nachahmen sollen. Und damit verlangt er von uns die Demut, als Vorbild nicht einen Gerechten, sondern einen reumütigen Sünder zu akzeptieren. Benedikt ist sich bewusst, dass jeder Mönch, jede Nonne der Gefahr ausgesetzt ist, sich mit der äusseren Observanz, aber auch mit der inneren zu brüsten und zufrieden zu geben und sie als eine Qualität zu erachten, vor der auch Gott sich verneigen müsste, wofür Gott uns allen andern vorziehen müsste. So betet der Pharisäer: „Gott, ich danke dir, dass ich nicht wie die anderen Menschen bin, die Räuber, Betrüger, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner dort. Ich faste zweimal in der Woche und gebe dem Tempel den zehnten Teil meines ganzen Einkommens.“ (Lk 18,11-12)

Wir sind dieser Sorge des heiligen Benedikt, nicht durch die treue Observanz überheblich zu werden, schon im Prolog der Regel begegnet, wo wir den Verweis auf das Magnificat für die Definition der Gottesfurcht vorfinden. Es lohnt sich diesen Satz zu wiederholen: „Diese Menschen fürchten den Herrn und werden wegen ihrer guten Observanz nicht überheblich; sie wissen vielmehr, dass das Gute in ihnen nicht durch eigenes Können, sondern durch den Herrn geschieht. Sie lobpreisen den Herrn, der in ihnen wirkt, und sagen mit dem Propheten: ‚Nicht uns, o Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib die Ehre.‘“ (Prol 29-30)

Im Licht des Geheimnisses der Demut sind die reine Gestalt der Jungfrau Maria und diejenige des reumütigen Zöllners gleichsam überlagert, um uns in Erinnerung zu rufen, dass die Rechtfertigung immer das Werk Gottes, immer wie eine Überraschung ist, die Gott dem demütigen Menschen bereitet. Das Magnificat der Jungfrau Maria besingt diese Überraschung, dieses Staunen der Erlösten. Das Staunen über die Gnade, das Staunen darüber, dass unsere Erlösung, unsere Bekehrung, die Verwandlung unseres Lebens Gnade ist, ein Geschenk des heiligen Geistes.

Die Demut hat einen immensen Wert, denn sie ist der einzige Preis der Gnade, die einzige Münze, mit der die Gnade erstanden, verdient werden kann. Denn von Natur aus ist die Gnade Gottes gratis, und somit muss die Münze, mit der sie gekauft wird, wertlos

sein. Die Demut Marias, die Demut des Zöllners, die Demut des reumütigen Schächers oder des Petrus nach der Verleugnung ist gerade das Bewusstsein, dass nichts in uns die Gnade, die Liebe Gottes verdienen kann. Die Gnade kann uns nur überraschen, erstaunen, und das demütige Herz ist das Herz des Kindes, das empfänglich ist für diese Überraschung.

Ich habe das Ende des Kapitels über die Demut schon kommentiert, als wir anfangen es zu betrachten. Es ist aber wichtig es nochmals durchzulesen im Licht dessen, was wir auf diesem Weg entdeckt haben:

„Wenn also der Mönch alle Stufen auf dem Wege der Demut erstiegen hat, gelangt er alsbald zu jener, vollendeten Gottesliebe, die alle Furcht vertreibt‘ (1 Joh 4,18). Aus dieser Liebe wird er alles, was er bisher nicht ohne Angst beobachtet hat, von nun an ganz mühelos, gleichsam natürlich und aus Gewöhnung einhalten, nicht mehr aus Furcht vor der Hölle, sondern aus Liebe zu Christus, aus guter Gewohnheit und aus Freude an der Tugend. Dies wird der Herr an seinem Arbeiter, der von Fehlern und Sünden rein wird, schon jetzt gütig durch den Heiligen Geist erweisen.“ (RB 7,67-70)

Auch hier, und hier ganz besonders, beschreibt der heilige Benedikt ein Staunen. Er hat uns eben die gebeugte und betrübte Gestalt des reumütigen Zöllners vor Augen geführt, und nun wechselt er mit einem Schlag über zur Beschreibung eines Mönchs, der „alsbald – *mox*“ (RB 7,67) vor Liebe, Vertrauen und Heiligem Geist überfließt.

Das ist gerade die Erfahrung der Gnade, der Überraschung durch die Gnade Gottes. Bis vor einer Minute war dieser Mönch ein reumütiger Sünder, der den Blick nicht zu heben wagte, der sich die Brust schlug, der vielleicht weinte. Und plötzlich fließt er über vor Freude über seine Erlösung, vor allem über die Verwandlung, welche die Gottes Liebe in ihm bewirkt hat. Die Liebe Gottes strömt in ihn ein, das ist das Erstaunliche. Und diese Liebe verjagt, vertreibt die Furcht, setzt sie vor die Tür, wie der heilige Johannes in seinem ersten Brief, den der heilige Benedikt hier zitiert, sagt (vgl. 1 Joh 4,18). Die Gnade überrascht uns, indem sie uns die Angst wegnimmt und uns mit einer Liebe erfüllt, die nicht von uns kommt, sondern von Gott, und der erste Effekt dieses Geschenks ist, dass die Angst keinen Platz mehr hat in uns. Das Gegenteil der Furcht, der Angst ist nicht so sehr der Mut als vielmehr die Liebe. Denn unsere grösste Angst ist die, unser Leben hinzugeben. Die Liebe Gottes verwandelt diese Angst in Sehnsucht. Wir sehnen uns nach der Selbsthingabe, die uns zuvor Angst gemacht hat, wir möchten, dass sie Wirklichkeit wird. Das ist die Überraschung der Gnade, und das ist es, was wir alle immer nötig haben, was unsere Gemeinschaften, unsere Orden, die Kirche dringend brauchen. Wieviel Angst das Leben zu verlieren, das Leben hinzugeben verbirgt sich in den vielfältigen Formen der Krisen und der Gleichgültigkeit, die wir in uns und in unseren Klöstern feststellen! Korrekturen genügen da nicht, auch Reformen nicht. Wir brauchen eine Überraschung. Wir brauchen Männer und Frauen, deren Demut empfänglich ist für die Überraschung der Gnade, und oft ist gerade der, der nicht eben für „würdig“ gehalten wird, der erste, der aufspringt vor Freude über diese Gnade und den andern bezeugt, dass man an die Liebe glauben kann: „Wir haben die Liebe, die Gott zu uns hat, erkannt und gläubig angenommen. Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott und Gott bleibt in ihm.“ (1 Joh 4,16)

In Dostojewskis Roman *Die Brüder Karamazow* gibt der Staretz Sosima in einer Unterweisung eine sehr treffende kurze Beschreibung der Herzenshaltung, zu der uns der Weg der Demut und Liebe, wie ihn der heilige Benedikt vorschlägt, hinführen will: „Vor manch einem Gedanken bleibt man in Ratlosigkeit stehen, namentlich beim Anblick

der Sünden des Menschen, und man fragt sich: Soll man es mit Gewalt anfassen, oder mit demütiger Liebe? Entscheide dich immer so: Ich will es mit demütiger Liebe versuchen. Hast du dich ein für allemal dafür entschieden, dann wirst du auch imstande sein, die ganze Welt zu besiegen. Liebevoller Demut ist eine gewaltige Macht, die stärkste von allen, und es gibt keine andere, die ihr gleichkäme.“ (Dostojewski, *Die Brüder Karamazow*, Buch VI, 3, g)

Der heilige Benedikt will uns zu dieser Einheit von Demut und Liebe führen, damit wir die Welt mit der Macht Gottes verändern, angefangen von der Bekehrung unseres Herzens, das in Wirklichkeit gerade „die Welt“ ist, die uns ratlos macht, wenn wir seine Sünden sehen. Der heilige Benedikt begleitet uns und macht, dass wir begleitet werden, in Demut und mit Liebe. Er will, dass wir diese Begleitung sind, jeder für den andern, vor allem indem wir uns gegenseitig vergeben.

Vor ein paar Monaten kam ich von einer Begegnung im Vatikan zurück, die mich mit Sorge und Angst erfüllte. Ich wählte den Weg entlang dem Tiber, um dem Verkehr und der Menschenmenge auszuweichen. Plötzlich kam ein junger, sehr magerer Mann mit etwas verwirrtem Blick auf mich zu. Er fragte mich, ob ich ein „Mann Gottes“ sei und ob er mit mir sprechen könne. Er sagte mir sogleich, dass er psychisch krank sei, was offensichtlich war. Dann bat er mich, mit ihm ein Stück des Weges zurückzulegen. Ich konnte ihm nicht nein sagen. Er fügte bei: „Eine Bedingung: du musst nachher mit mir zurückkehren; ich habe nämlich Angstzustände und kann nicht allein zurückkehren. Ich muss aber mit dir bis zu einem bestimmten Punkt gehen, den ich bestimmen werde.“ Ich zögerte, denn das hiess für mich nicht, zwei Meilen mit jemandem gehen, der dich um eine Meile bittet, wie uns Jesus nahelegt, sondern drei, denn es ging um den Hin- und Rückweg, und dann musste ich die gleiche Strecke noch einmal zurücklegen, um nach Hause zu kommen. Dennoch konnte ich auch jetzt nicht nein sagen. Unterwegs erzählte er mir von seinen Ängsten und Leiden, die auch eine Folge des Missbrauchs waren, den er als Kind erlitten hatte. Und im Grunde genommen wollte er von mir nur, dass ich ihm sagte, er sei kein schlechter Kerl, er sei kein Teufel, als was er sich fühlte. Ich spürte, wie sehr Christus ihn in seinem Elend liebte, und dass er zu jenen Menschen gehörte, welche die Wunden der Welt tragen müssen. Nachdem wir so eine gewisse Strecke gegangen waren, kamen wir an den Punkt, wo wir umkehren mussten. Hier wurde mir klar, dass es nicht nötig war, den Weg gemeinsam fortzusetzen. Ich sagte ihm: „Ich begleite dich gerne zurück. Ich bin aber sicher, dass du jetzt allein gehen kannst, dass du keine Angst haben musst, dass der Herr mit dir ist, dass wir miteinander verbunden und Freunde bleiben, trotz der Distanz.“ „Ja“, sagte er, „ich habe keine Angst, ich kann allein zurückkehren!“ Dann kniete er nieder und bat um den Segen. Ich habe ihm meinen Rosenkranz geschenkt, und er gab mir den seinen, den er um den Hals trug. Dann ging er entschlossenen Schrittes weg, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Ich denke, dass wir auch im Klosterleben die Bereitschaft haben müssten, uns gegenseitig so zu begleiten, zur Befreiung von der Angst, unseren Lebensweg zu gehen, den Weg der Nachfolge des Herrn. Der heilige Benedikt lehrt uns diese Begleitung. Er lehrt uns, uns begleiten zu lassen und die andern zu begleiten, eine grosse Karawane zu bilden, in der niemand überlegen oder minderwertig ist, weil Christus, der demütigste und grösste Herr, immer unter uns ist.

Fr. Mauro-Giuseppe Lepori OCist